

14]

Cesarine.

Von Jean Richpin. Uebersetzt von S. L.

(Nachdruck verboten.)

„Aber dann, mein Herr, begreife ich es um so weniger, daß Sie so sehr von Mitleid über sie ergriffen werden!“

„Nun und das Haus? Das Haus! Eine wirklich geschlossene Gesellschaft, wie ich soeben sagte. Oder besser gesagt, sehen Sie, eine Akademie, positiv eine Akademie. Dreißig Abonnenten! Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke. Dreißig! Und heut wieviel? Sechs, nur noch sechs. Sie begreifen, daß sechshundert Franken jährlich nicht ausreichen können. Und wenn nun auch noch Herr Bochard zurücktritt und diese Herren mit sich zieht, was soll dann daraus werden? Das ist der Ruin, thatsächlich der Ruin. Und warum wurden die früheren Abonnenten abtrünnig, warum, wenn nicht auf grund dieser . . . dieser Sachlage? Ohne Zweifel wäre dieses Kabinet schon vor 5 Jahren eingegangen, als Cesarine bündig erklärt hatte, daß sie überhaupt nicht heirathen wolle. Nach dieser „sine qua non“ verließ uns nach und nach die Hälfte der Abonnenten. Ja die Hälfte, und darauf hatte dann Herr Bochard unsere gegenwärtige Organisation ausgedacht, wo wir über jede Neuaufnahme abstimmen und eine jährliche Umlage von hundert Franken bezahlen. So konnten wir uns in Zukunft wenigstens so durchschlagen, zumal er die Miete für das kommende Jahr auf seine Rechnung übernommen hatte. So hält er unsere Vereinigung aufrecht. Er ist freigebig. Aber was wollen Sie? Es muß doch alles seine Grenze haben. Es war schon stark, daß man uns die Gesellschaft eines jungen Menschen . . . wie soll ich sagen . . . aufgedrängt hat, ja die Gesellschaft eines jungen Menschen beinahe aufgedrängt hat; eines hervorragenden Mathematikers, ich gebe es gern zu; — aber doch eines jungen Menschen. Aber natürlich wurden noch mehr abtrünnig, als man sah, wie er sich hier häuslich niederließ und wie es ihm — mein Gott, man muß es wohl sagen — gefiel, natürlich gefiel, bis zu einem gewissen Grade sie für sich in Beschlag zu nehmen. . . . Besonders, seitdem er krank geworden ist. Oh seine Krankheit, das war der Anfang von dem vollständigen Zusammenbruch. Unsere alten Gewohnheiten wurden mißachtet; dieses kleine Pult steht verlassen da; wir selbst sind aufgegeben, während man ihn pflegt, bei ihm ist; nein, sehen Sie, das war zu arg. Nur sechs sind wir dem Kabinet treu geblieben; aber alle sind wir verbittert, — können Sie das begreifen? . . . unzufrieden über diese Sachlage. Sie müssen zugeben, daß man — selbst wenn man nicht so viel Leidenschaft hineinträgt wie Herr Bochard — Grund und Ursache hat, betrübt zu sein. Väterlich, verstehen Sie recht, ganz väterlich. Und wenn ich Ihnen hier von unserem Kummer, in der That von unserem Familien-Kummer spreche, so geschieht das nur, damit Sie darüber mit Herrn Paul sprechen, weil Sie sein Freund sind; damit Sie ihm zu verstehen geben, daß er Unrecht hat. . . ich muß schon so sagen, einen Nutzen daraus zu schlagen, es zu mißbrauchen. . . Ich schwöre es Ihnen, daß ich mich dabei von keinem Gefühl des Großen leiten lasse. Aber alles in allem wäre es kindisch, es sich verhehlen zu wollen, daß Herr Paul auf dem besten Wege ist, Cesarine auf das Pflaster zu setzen, positiv auf das Pflaster zu setzen.“

Ich hatte diese endlosen Mittheilungen über mich ergehen lassen, ohne über ihre Länge ungeduldig zu werden. Denn in demselben Maße, wie sie mir erzählt wurden, ergänzte ich aus ihnen die, wie mir schien, vollständige Geschichte Cesarinens, wie ich sie bis dahin nicht geahnt hatte. Ich war gezwungen, anzuerkennen, daß das Ende dieser Geschichte Paul nicht zur Ehre gereichte, und daß der Kapitän nicht so vollständig im Unrecht war, als er die Liebe Paul's so streng verurtheilte. Gewiß kam ich nicht bis zu der brutalen Schlussfolgerung, in dem unglücklichen Jungen den Schürzenstipendiarius einer alten Kurtisane zu erblicken. Die Bewunderung, die trotz allem Gavarot für Cesarine ausdrückte, erhöhte in meinen Augen von neuem den Strahlenkranz, den ich ehedem um sie gemoben hatte. Nichtsdestoweniger verblieben in dieser Geschichte doch noch einige dunkle und beunruhigende Punkte:

die keineswegs väterliche Leidenschaft Bochard's, seine Eifersucht, seine Freigebigkeit — hm, hm! Das Wort hatte einen schlechten Klang, — und besonders die von ihm für diesen Laden getragene Miete. Dafür wurde mir ein anderer Punkt um so klarer, ein Punkt, auf den selbst der nachsichtige Gavarot nicht umhin konnte, in seinem letzten Satze Nachdruck zu legen.

Und noch etwas machte mich in dieser Geschichte betroffen: daß nirgends in ihr die Rede von den äußeren Ereignissen war. Man hätte sagen können, daß der Krieg, die Belagerung gar nicht existirt haben. Offenbar hatten diese sechs Greise hinter ihren Glaswänden von dem Lärm der Straße gar keine Notiz genommen. Nichts auf der Welt interessirte sie außer der Mathematik und Cesarine. Ich hatte in meinen kindlichen Vorstellungen also entschieden nicht unrecht gehabt, wenn ich mir die Gäste dieses geheimnißvollen Ladens als so wunderliche Heilige vorstellte! Bei dieser Vorstellung erschien mir Cesarine immer mehr und mehr so wie früher als ein seltsames Wesen, und ich hatte zugleich Eile und Furcht, sie endlich kennen zu lernen.

Und beinahe furchtsam fragte ich:

„Und um welche Zeit etwa wird sie zurückkehren?“

„Zurückkehren?!“ erwiderte mir Gavarot. „Aber das ist es ja . . . Ja, mein Gott! Ich kann ja nichts dafür; das ist es ja, sehen Sie . . . Sie werden gewiß nach dem, was ich Ihnen sagte, etwas Seltsames in meiner Willfährigkeit finden; in meiner Willfährigkeit, das Kabinet zu bewachen, während sie . . . Kurzum, sie ist garnicht weggegangen.“

„Wo ist sie denn also?“

„Er erröthete schamhaft und stotterte, die Worte wollten ihm garnicht von den Lippen gehen:

„Sie ist zu Hause . . . Das ist es. In ihrer . . . Mit anderen Worten, man muß wohl sagen, in ihrer . . . ja in ihrer gemeinsamen Wohnung.“

Und dann sehr reich, um von mir loszukommen:

„Hier in dem Hause im fünften Stock, die zweite Thür rechts. Und nun gehen Sie sofort, lassen Sie mich. Das ist besser so, denn ich leide zu sehr, wenn ich davon spreche.“

„Sie ist also,“ fragte ich, „bei ihm?“

„Ach!“ erwiderte er, indem er sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. „Mein junger Mann, nein, sie ist nicht bei ihm. Nein, im Gegentheil, er ist . . . bei ihr . . .“

IX.

„Wahrhaftig um so schlimmer! Ich werde zu ihr gehen. Und auf der Stelle. Warum es bis morgen verschieben.“

Im fünften Stock. Uff! Da bin ich. Ein viereckiger Borflur mit einem hohen Schiebefenster, in dessen einer Ecke ein bleiernes Gegengewicht baumelte. Die Zimmer müssen sehr armselig sein. Kaum kleinbürgerliche Zimmer. Oder vielmehr nicht einmal das: das Haus hatte das Aussehen, als wenn es ausschließlich von Studenten bewohnt würde, die ihre eigenen ärmlichen Möbel besaßen. Auf den Borflur gingen vier Thüren hinaus, und an jedem Kreuz der Thürtäfelung hingen mit Nägeln befestigte Visitenkarten. Mechanisch las ich: Bregin, Schüler der Vorbereitungs-klasse. Jemand jemand hatte mit Bleistift darunter geschrieben: „Wovon?“ Dann Rubignac, Baccalaureus der Philosophie und Naturwissenschaften, ehemaliger Externer des Stiftes von Montpellier. Endlich stand auf der zweiten Thür rechts: Sza sz Miklós.

Die zweite Thür rechts! Das ist hier! Halt Miklós! Das ist der Name, den der alte General Mikloich und auch Mischi aussprach an dem Abend, wo er den Kellner in der kleinen Kneipe so flehentlich bat.

Ich zog den Klingelzug. Nichts! Ach doch! Als ich zum zweiten Male zog, hatte ich ein leises ersticktes Klingeln vernommen. Es war das Geräusch einer Glocke, deren Klöppel mit Leinwand umwickelt war. Paul ist also doch sehr krank? . . . Ich hörte jetzt einen leichten Schritt sich an der anderen Seite der Thür nähern. Die Thüre öffnete sich ganz leise und Cesarine erschien mit dem Finger auf den Lippen und befahl mir:

„Pst, pst! Keinen Lärm. Er schläft.“

Anstatt mich eintreten zu lassen, kam sie gleichzeitig heraus, als wollte sie mich auf dem Borflur empfangen.

„Was wünschen Sie, mein Herr,“ fragte sie mit kurzer, beinahe trockener Stimme und mit dem Ausdruck überhauntes.

Trotz des unfreundlichen Stirnrunzelns blieb sie indessen keineswegs dem grauhaarigen Geschöpfe, unter dem ich sie mir vor zwei Monaten vorgestellt hatte, als der Kapitän in der Grand' Rue entgegen schrie: „An der Schürze eines Weibes und noch dazu eines alten Weibes . . .!“

Nein, nein, das ist kein altes Weib, und ihre Haare sind nicht grau. In der That sieht man ihr ihre zweiunddreißig oder dreiunddreißig Jahre nicht an; oder dieses Alter ist wohl noch nicht so hoch, wie ich mir damals eingebildet hatte. Seltam! Sie erschien mir sogar jünger als ehemals, sicherlich nicht anziehender. Unmittelbar vor mir ruft sie keineswegs die Vorstellung eines Totenkopfes hervor wie in dem Halbdunkel hinter dem Pult. Vielleicht rührt das daher, daß ich sie heute im vollen Tageslichte sehe, und daß sich in dem trüben Lichte des Fensters ihre Stirne nicht so hervorspringend abhebt, wie inmitten des Halbdunkels ihres Saales. Vielleicht auch verschönt sie die Liebe? Und immer mehr bin ich erstaunt, sie weder alt noch häßlich zu finden, vor allem nicht alt, Herr Kapitän, nein, durchaus nicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf den Goldfeldern Australiens.

Von Fernando Rodriguez Alvarez.

Am 14. Juli des Jahres 1894 lief der Dampfer Howard Smith, der uns von Melbourne herüberbrachte, bei prächtigem Wetter in die Jackson Bay, den Hafen von Sydney, der Hauptstadt von New South Wales, ein. Meine Reisegefährten waren L., ein Deutscher aus Bremen, und Graf W., ein Oesterreicher, der schon einmal Goldgräber gewesen, und sich uns in Melbourne angeschlossen, als er unsere Absicht erfahrene.

Ich habe auf meinen Fahrten um die Welt alle größeren Häfen der fünf Welttheile gesehen, aber keiner hat soviel Interesse bei mir erregt, als der von Sydney. Durch eine enge, an beiden Seiten von hoch aufragenden Felsen begrenzte Einfahrt gelangt das Schiff in eine sich allmählig erweiternde große Bucht, die durch sanft ansteigende Hüden, an deren Fuße die Stadt Sydney sich malerisch ausbreitet, abgeschlossen wird. W. führte uns hier in ein deutsches Privathaus, wo wir einstweilen Wohnung nahmen. Die nächste Woche war der Beschaffung der erforderlichen Papiere und dem Einkaufe der nöthigen Utensilien gewidmet. Die letzteren bestanden aus einem Zelte für drei Personen, sechs Decken, drei Beilen, drei Spaten, drei Picken, einer Waschmaschine zum Reinigen des Goldes und Kochgeschirre. Außerdem verschaffte jeder mit einem Revolver und einem langen Bowiemesser, denen ich für meine Person noch ein Jagdgewehr hinzusetzte.

Jeder, der in den Golddistrikten arbeiten will, muß vom Ministerium der Minen in Sydney einen Berechtigungsschein, Miners right (Bergmannsrecht) genannt, für 10 Schillinge (1 Schilling = 1 Mark) lösen, ohne welchen er nirgend zugelassen werden würde, und der für jedes neue Jahr erneuert werden muß. Die mit diesem Scheine versehenen Männer werden von der Verwaltung mit der Eisenbahn unentgeltlich in die Golddistrikte befördert.

Zum 30. Juli wurden wir durch den Kommissar des Minenwesens auf den Bahnhof bestellt, um abends 10 Uhr bis zur Bahnhafion Carcoar befördert zu werden, von wo wir dann bis zu dem neuen Goldfelde Flyer's Creek noch fünfzig englische Meilen durch die Wüste und australischen Urwald zurücklegen hatten. Die nächtliche Fahrt führte uns bei scharfer Kälte, denn Juli und August sind in Australien die strengsten Wintermonate, unserem Ziele zu, das wir um 4 Uhr morgens erreichten. Da das kleine Städtchen Carcoar etwa eine englische Meile vom Bahnhofe entfernt liegt, baten wir den Stationsvorstand, den Rest der Nacht im Wartesaale verweilen zu dürfen, was der freundliche Herr gerne gestattete; er ließ sogar durch den Stationsdiener noch tüchtig einheizen.

Mit Tagesanbruch packten wir unsere Bündel zusammen und traten in den Urwald. Uns empfing das unheimliche spöttliche Lachen der australischen Sachvögel. „Hi! hi! hi!“ klang es uns von allen Zweigen entgegen, als wollten sie uns mahnen: „Ihr thörichten Menschenkinder, die ihr eitlem Mammon nachjagt, ihr thätet wahrlich besser, noch jetzt von Eurem Unterfange abzustehen!“ Bald erreichten wir das Städtchen; es war erst vor 5 Jahren entstanden, als man das erste Gold in dieser Gegend gefunden; jetzt zählte es bereits mehrere Hundert Häuser. Es schlug vom nahen Thürme 6 Uhr, als wir in einen Gasthof niederen Ranges eintraten. Trotz der frühen Stunde war die lange Tafel des Wirthszimmers dicht besetzt von Personen aller möglichen Nationalitäten, Europäern, Chinesen, Afghanen, sogar die schwarzen amerikanischen Gentlemen waren vertreten. Wir legten unsere Bündel in eine Ecke und suchten ebenfalls an der langen Tafel Platz, die mit Speisen verschiedener Art, Speck, Eiern, Hammelfotelets, außerdem Thee und Kaffee zur Auswahl bedeckt war. Es war Frühstückszeit; das Früh-

stück kostete 1 Schilling, mochte man sich nun mit einer Tasse Kaffee begnügen, oder wie der amerikanische Neger neben mir es that, unglaubliche Quantitäten verschwinden lassen.

Als die internationale Gesellschaft den Speisesaal verlassen hatte, traten wir in das Nebenzimmer, in welchem der Wirth seine Bar hatte. Wir theilten ihm das Ziel unserer Reise mit, worauf er meinte: „Da werden Sie aber bei dieser Witterung einen sehr harten Marsch haben! Denn Sie müssen zwei Flüsse und mehrere Bergbäche passieren, die jetzt alle überschwemmt sind. Wenn Sie übrigens bis Mittag warten wollen, können Sie wenigstens für den ersten Theil Ihres Weges Gefährten haben. Es sind auch Goldgräber, drei Deutsche, die alle 14 Tage von ihrem Arbeitsplatz hierher kommen, um Lebensmittel einzutauschen.“

Zum Laufe des Vormittags trafen die drei Goldsucher ein, ein älterer Mann, der, als er von unserer Absicht hörte, uns mit einem mißtrauischen Blicke musterte, und zwei jüngere, die sich unserer freundlich annahmen und von unserer Einladung zu einem Glase Grog Gebrauch machten, während der ältere, ohne uns eines Wortes zu würdigen, sich einem Chinesen zuwandte, mit dem er sich in eine Unterhaltung einließ.

Gegen Mittag betraten wir sechs, von denen ich mit meinen beiden Reisegefährten jeder etwa 70 Pfund Gepäck zu tragen hatte, den ziemlich gut erhaltenen Weg, der zum Urwalde führte. Sobald wir diesen erreicht hatten, ging der beschwerliche Marsch auf einem elend unterhaltenen Fußwege weiter, auf dem wir nach etwa drei Stunden zu einem reißenden Flusse gelangten, den wir überschreiten mußten. Eine australische Brücke, das heißt eine lange, über den Fluß reichende Planke, verband seine Ufer. Aber diese trug uns mit unserer Last nicht, so daß wir wohl fünf- oder sechsmal hin und her mußten, um deren einzelne Bestandtheile aus andere Ufer zu bringen. Am jenseitigen Ufer wiesen uns die drei uns begleitenden Goldgräber den weiter von uns zu verfolgenden Weg und bogen dann auf einem Seitenpfade nach ihrem eigenen Ziele, Coopers Reef, ab.

Die Dämmerung senkte sich schon herab, und wir beschloßen daher einen geeigneten Platz aufzusuchen, um zum ersten Male unser Zelt aufzuschlagen. Ein verlassenener und halb zerstörter Henschaber schien uns geeignet. Während W. und L. sich dem Zusammenfuchen von Holz widmeten, nahm ich selbst die Büchse über die Schulter, um das Jagdglück zu versuchen. Im Walde, dem ich mich zuwandte, häßten zahlreiche Kakadus und bunte Papageien auf den Bäumen, deren durch meine Annäherung hervorgerufenes Getöse auch einige Hasen und Kaninchen aufscheuchte, die mir jedoch nicht schußgerecht kamen. Weiter vordringend gelangte ich an einen durch einen Baumstamm überbrückten Bach. Schon im Begriffe, denselben zu überschreiten, gewahrte ich seitlich ein Rubel Känguruh. Mein Schuß verletzte eins derselben an den Hinterbeinen, und obgleich es mich mit seinen großen schwarzen Augen wie hilflos anstarrte, spaltete mein Bowiemesser mit wohlgezieltem Schlage seinen Kopf. Ich trennte den 2/2 bis 3 Fuß langen Schwanz, der allein für Weiße genießbar ist, vom Körper ab, den Rest den Wölfen, oder vielmehr den australischen Dingos überlassend. Bei meiner Rückkehr loberte vor dem Zelte ein lustiges Feuer, an welchem das Theegehirr stand. Bald labte uns eine Art von Känguruh-Maggen, und dann, nachdem wir noch einige starke Hölzer in das Feuer gelegt hatten, krochen wir in das Zelt und wickelten uns in unsere Decken ein, unseren müden Gliedern die Erquickung des Schlafes gönnend.

Es war noch Nacht, als ich, von Kälte fast erstarrt, wieder munter wurde. Ich kroch aus dem Zelte und bald loberte wieder ein lustiges Feuer durch die einsame Todtenstille. Der Theetopf wurde aus Feuer gesetzt, und als ich den Thee in das siedende Wasser schüttete, krochen auch meine Gefährten, sich die Glieder reibend, aus dem Zelte hervor. Der heiße Thee belebte uns von neuem, und nachdem wir noch einige Stücke Speck am Holzspieße gebraten hatten, wurde das Zelt abgedrochen und die Reisebündel geschnürt. Trotz der spottenden Sachvögel, die auf den Bäumen gegenüber den aufbrechenden Tag begrüßten, nahmen wir unseren Weg wieder auf, der uns an diesem Tage nach dem Opal Farmhouse, der nächstgelegenen menschlichen Niederlassung, 15 englische Meilen von unserem Nachtlager entfernt, führen sollte.

Nach zweistündigem Marsche durch den Urwald gelangten wir an einen Fluß. Wir untersuchten seine Tiefe vermittelt eines Holzes, sie betrug etwa zwei Meter; ein Uebergang war nicht zu erblicken. Wir beschloßen, dem Laufe des Flusses zu folgen, in der Hoffnung, auf eine Furt oder eine Brücke zu stoßen. Mühsam schleppten wir uns, bald steigend, bald wieder bergabwärts ziehend, an dem Ufer des dahinbrausenden Flusses entlang. Da kam uns am jenseitigen Ufer ein Mann entgegen, den wohl unser lautes Geschrei, das wir, um uns bemerkbar zu machen, erhoben, herbeigelockt hatte und den wir um Auskunft bitten konnten. Er lehrte um, und schon nach fünf Minuten erreichten wir einen großen Eucalyptusbaum, der, quer über den Fluß gestreckt, den Uebergang ermöglichte. Vorsichtig rutschend erreichten wir das andere Ufer; wir erfuhren von dem Manne, welcher der Hirte des Farmers war, zu dessen Niederlassung wir heute gelangen wollten, daß wir noch zwei gute Stunden Weges zurücklegen hätten. So ging es denn mit frischem Muth auf einem schlechten Fußwege weiter. Zum Unglück fing es jetzt auch noch ziemlich dicht an zu regnen. Der Wald bot nur noch kleines

Gefiräch dar, durch welches wir, unter unserer Last keuchend, langsam dahinschlichen.

Endlich erschien uns, auf einer kleinen Anhöhe liegend, die stattliche Farm, umgeben von einem hohen Zaungeflecht. Als wir uns dem Eingange näherten, schugen Hunde an. Bald zeigte sich über dem Zaun ein blonder Mädchenkopf. W., als der längste von uns, konnte über den Zaun hinüberblicken. Er berichtete dem Mädchen, daß wir auf dem Wege nach Flyers Creel vom Regen überrascht seien und bat um Unterkunft für die Nacht. Das Mädchen verschwand, um den Vater zu benachrichtigen, nachdem es uns noch wegen der im Vorhofe befindlichen bissigen Hunde gewarnt hatte, durch die Eingangspforte einzutreten. Nach einigen Minuten erschien an derselben ein älterer Mann, warf einen prüfenden Blick auf unsere Gestalten und fragte nach unserem Begehr und Reisezweck. Dann ließ er uns ein. Die auf uns zustürzenden Dingohunde mit seinem Stocke bedrohend, geleitete uns der alte Farmer in sein Haus. Auf seine Einladung legten wir unser Gepäck in einen Winkel und nahmen am Kamin Platz, von wo ein lustiges Feuer eine behagliche Wärme ausstrahlte, die unsere durchnässten Kleider bald trocknete. Nach einer halben Stunde setzten wir uns mit dem Farmer, seiner Frau und vier Töchtern zu Tische und ließen uns den Hammelbraten und den Thee vortrefflich schmecken. Nach der Mahlzeit mußten wir von unsern Gelebmissen berichten, und als der Gastgeber erfuhr, daß L. Deutscher, W. Oesterreicher und ich Amerikaner sei, lachte er herzlich über das sonderbare Kleblatt und sagte: „Auch ich bin ein Deutscher, aber schon seit 1849 hier im Lande ansässig. Ich stamme aus der Gegend von Stuttgart; meine Muttersprache habe ich aber vergessen. Denn meine Frau ist eine Engländerin, und auch im Hause wird nur englisch gesprochen. Von meiner ersten Frau habe ich sechs Kinder, die alle verheirathet und selbständig sind. Dies ist meine zweite Frau, die mir fünf Kinder geschenkt hat, einen Sohn, der eine eigene Farm hat, und die vier Mädchen, die Sie heute bei Tische gesehen haben.“

Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und Herr Kalkreuter, so hieß der Farmer, führte uns nach dem großen Heuboden, wo für uns schon einige Decken aus dem Heu ausgebreitet lagen. Bald umging uns tiefer Schlummer. Als wir am folgenden Morgen die Wohnstube betraten, fanden wir die Familie des Farmers schon beim Frühstück versammelt. Auch uns wurde zum Frühstück kalter Braten, Brot und Thee vorgesetzt. Dann rüsteten wir uns zum Aufbruche. Wir dankten dem freundlichen Farmer für die uns erwiesene Gastfreundschaft und verließen unter dem Gebell der Dingohunde die gastliche Stätte.

Der Weg war jetzt besser, und der Tag hell und freundlich. Wir wollten diesmal bis zu einer chinesischen Gemüsegärtnerei gelangen, die zwanzig englische Meilen entfernt lag. Schon am Nachmittage kamen wir zu der halb verfallenen Hütte, in welcher der Chinese mit seinen Brüdern hauste. Der misiranische Sohn des himmlischen Reiches brachte uns in einer elenden Scheune unter und ließ sich erst dann dazu herbei, uns ein Bünd Stroh zu überlassen, als wir ihm sechs Pence dafür entrichteten. Wir machten uns auf dem Hofe ein Feuer, an welchem wir etwas gerösteten Speck bereiteten, den wir mit Thee würzten.

Am nächsten Tage hatten wir nur noch 6 englische Meilen bis Flyers Creel. Gegen 11 Uhr vormittags erreichten wir ein langes enges Thal, dann noch eine Biegung, und vor uns lagen einige hundert Zelte, die auf uns einen gewissen kriegerischen Eindruck machten. Die Zelte waren, da die Goldgräber bei ihrer Arbeit waren, fast ganz verlassen. Wir wählten einen Platz im Walde, unter einem alten Baume, um unser Zelt aufzuschlagen. Während W. und L. damit beschäftigt waren, griff ich selbst zum Gewehr und konnte nach einiger Zeit einen feinsten Hasen als willkommene Ergänzung unseres Bestandes an Mundvorräthen einliefern. Diesmal übernahm unser Genosse L., der von Beruf Koch war, die Zubereitung. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der „unterseeische Arbeiter“. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Paris berichtet: In Choisy-le Roi fanden am 2. Juli interessante und erfolgreiche Versuche mit einer neuen Erfindung eines Herrn Piatti dal Pozzo, die die Taucher nicht nur erleichtern, sondern weit übertreffen soll und die den Namen „Unterseeischer Arbeiter“ führt, in Gegenwart zahlreicher Fachmänner, Beamten und Journalisten statt. Der von dem Ingenieur Delisle erbaute Apparat gleicht einem der kugelförmigen Eisenthürme der Forts. Er tauchte mehrere Zentimeter über der Oberfläche des Wassers hervor und mit der ganzen Höhe eines in die Eisenkugel eingeschmiebeten Gekänders, um den Zugang zu dem in der Mitte befindlichen Eingangslöcher zu erleichtern. Das Luftquantum, das dieser „unterseeische Arbeiter“ aufzunehmen vermag, genügt für mehrere Menschen mehrere Stunden hindurch; seine Kugelform gestattet ihm, dem stärksten Wasserdrucke Widerstand zu leisten. Die erste Probe in einer Tiefe von 10 Metern läßt immerhin die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die Experimente auch in Havre, wo der Apparat in einer Tiefe von 250 Metern, und in der Rhee von Breit, wo er 500 Meter tief funktionieren soll, gelingen werden. Der „unterseeische Arbeiter“ ist aus 8 Zentimeter dickem Blech gearbeitet, hat 3 Meter Durchmesser und wiegt 10 Tonnen. In dem durchaus wasserdichten Innern befindet sich die Kammer der Arbeiter

um eine Holzstreppe herum, die zu dem während des Untertauchens hermetisch mit Schrauben verschlossenen Ausgangslöcher hinaufführt. Gegenüber sieht man die mächtige Linse, durch die der Blick auf die unschließenden Gewässer und in die Tiefe zu tauchen vermag. Seitwärts stehen auf einer Art Vorsprung der telephonische Apparat und die elektrischen Akkumulatoren, rechts und links die Transmissionen für die Schrauben und der zum Treiben des Steners erforderliche Mechanismus. Denn der „unterseeische Arbeiter“ vermag sich leicht zu bewegen, um ein Wrack, ein Riff sich zu drehen und mit Schaufeln, Zangen und Griffen, die an der Außenseite befestigt sind, aber von innen gelenkt werden, diese Trümmer zu fassen und mit an die Oberfläche zu befördern. Der Apparat schiebt sich vor und bewegt sich mit Hilfe von drei Schrauben, deren Bewegungen von dem Steuer gelenkt werden. Diese Neuerungen allein machen die Erfindung des Herrn Piatti zu einem interessanten Werk. Das Ueberraschendste aber ist folgendes: Der Apparat ist mit der Oberwelt durch ein Suspensionskabel in Verbindung gesetzt, um das telephonische Fäden herumlaufen und das zu seinem Aufhissen dient. Wenn nun aber ein Unfall vorkäme, der Kabel zerriß und der Apparat seinem Schickal allein überlassen bliebe, so würden die in ihm eingeschlossenen Personen verloren sein, nimmt man unwillkürlich an. Dem ist aber nicht so. Zwei umklippbare Ballastkästen sind unter der Grundfläche der Kugel befestigt. Diese Kästen können von Innen ausgeleert werden, so daß der Apparat ohne jede Hilfe von oben her allein mit einem plötzlichen Ruck empor-schießt. —

Theater.

— **Wildebruch** befreit in der „National-Zeitung“, daß sein neuestes Stück den Titel „Friedrich der Eiserne“ führe und den Kampf dieses Fürsten mit den brandenburgischen Städten behandle. Er schreibt dann noch: „Der Name meines Stückes wird dem Publikum bekannt werden, wenn er an den Anschlagfäulen erscheint, der Inhalt, wenn der Theatervorhang sich erhebt.“ — Ein echter Dichter! Mag gar nichts von der Reklame wissen! —

— **Geknipte Hoffnungen.** In einem Berliner dramaturgischen Institut wurden im ersten Halbjahre 1897 411 dramatische Werke gelesen und begutachtet. Kaum 20 von diesen konnten einem Theaterverlage als ausführbar zum Vertriebe an die Bühnen übergeben werden. Einige zwanzig Novitäten, die man als noch nicht bühnereif, aber als interessant und talentvoll erkannte, wurden mit entsprechenden Verbesserungsvorschlägen an die Autoren zurückgeschickt oder geeigneten Bühnensachleuten zur Bearbeitung überwiesen. —

Musik.

— **Der Meyerbeer-Preis** (5000 M.) ist dem jungen Komponisten **Bernhard Köhler** vom Köhler Konservatorium zu theil geworden. Der Preis ist von Meyerbeer in seinem Testament ausgelegt worden für talentvolle junge deutsche Komponisten (unter 28 Jahren), um ihnen einen Studienaufenthalt von je sechs Monaten in Italien, Paris und den deutschen Städten Wien, München und Bresden (diese drei zusammen sechs Monate) zu ermöglichen. Während des Genusses des Stipendiums hat der Stipendiat ein Opern- und Oratoriumsfragment, ferner eine Ouverture oder einen Symphoniesatz an die akademische Hochschule für Musik in Berlin als Belage seines Fleißes abzuliefern. Zu den Stipendiaten des Meyerbeer-Preises gehörte seinerzeit Engelbert Humperdinck, der Komponist von „Hänsel und Gretel“. —

— **Die „Grille“** als Oper. Der Koburger Kapellmeister **Johannes Döber** hat die Partitur der dreialtigen Oper „Die Grille“, Text von Erich Speth, soeben vollendet. Das Buch lehnt sich an die bekannte gleichnamige Erzählung der George Sand an. —

Medizinisches.

— **Ein Wasserbett.** Ins Wasserbett kommen diejenigen Kranken, die große Brandwunden oder durch längeres Liegen starke Wundlöcher oder schwere Hauterkrankungen erlitten haben. Professor **Schede** in Bonn bringt bei solchen Erkrankungen mit Erfolg das **Danerbad** zur Anwendung. Das Bad ist folgendermaßen eingerichtet: Dünne Zementwände sind auf einem Steinfundament aufgebaut und bilden mit diesem eine Wanne, die im Innern von einem Drahtgestell durchzogen ist. Das Wasser, das zuerst eine Temperatur von 35 Grad besitzt, kühlt von unten an und läuft oben durch eine Röhre ab. Das innere Drahtgestell ist mit Segeltuch überspannt und bildet das Lager. Wassergefüllte Rissen ruhen unter des Kranken Kopf, Rücken und Beinen, der also durchaus weich gebettet ist. Das Aufsitzen oder Verändern seiner Lage kann der Kranke selbst besorgen mittels einer praktischen Bügelvorrichtung. Auch ist eine tischartige Ueberdeckung an der Wanne angebracht, so daß die Patienten sich in Wasserbett beschäftigen können. Das Dauerbad gelangt zur Anwendung, wenn die Lage der Wunde einen Verband unmöglich macht, oder wenn fortwährend Verunreinigungen durch Eiter- und Fäkalienabsonderung einreten. Alle diese Verunreinigungen gehen sofort durch die breite Abflußröhre ab, so daß das Bad und die offen liegende Wunde stets sauber bleiben. Die Temperatur des Bades ist 30 Grad. —

Naturwissenschaftliches.

— **Eine neue biologische Station.** Nach dem Muster der berühmten zoologischen Station in Neapel wird am Schwarzen Meere am Eingange in die „Artilleriebucht“ bei Sebastopol ein

wissenschaftliches Institut errichtet, welches noch in diesem Jahre eröffnet werden soll. Das Gebäude enthält in drei Stockwerken eine Anzahl von Aquarien, Arbeitszimmer für Forscher, Sammlungsräume und eine Bibliothek. —

Physikalisches.

Ueber die Natur der Geräusche ist man, während ja das Wesen der Töne recht eingehend studirt ist, noch keineswegs im Klaren. Die eine extreme Ansicht geht dahin, daß die Geräusche etwas Spezifisches seien, und daß wir demgemäß im Ohre auch einen besonderen Perceptionsapparat für Geräusche besäßen, als welcher der Vorhof mit den Diolithen anzusehen sei. Den direkten Gegensatz hierzu bildet die Meinung, daß alle Geräusche in letzter Instanz aus Tönen beständen, und daß die Verschiedenheit der Komponenten hinsichtlich der Höhe, Intensität und Dauer dem Klanggemisch den geräuschartigen Charakter verliehen. Jedenfalls sind, um eine Entscheidung in dieser Frage herbeizuführen, noch eine große Zahl analytischer Untersuchungen von Geräuschen nöthig. Eine derartige Untersuchung ist nun kürzlich von Demert angestellt. Derselbe überzeugte sich durch Analyse der Geräusche mittels des König'schen Rotirspiegels sowie durch Zusammensetzung von Geräuschen aus periodischen Einzelbewegungen davon, daß kein prinzipieller physikalischer Unterschied zwischen Klängen und Geräuschen bestehe, und daß es zur Vernehmung beider Schallarten verschiedener Nervenapparate bedürfe. Auch folgender Versuch beweist die Einheitlichkeit von Tönen und Geräuschen. Nimmt man ein dünnes, schmales Holzstück mit einem Ende zwischen die Zähne und führt gegen das andere freie Ende einen raschen Schlag, so hört man einen Ton, der um so höher wird, je weiter man das Holz in den Mund schiebt, und schließlich ganz kontinuierlich in ein knispfendes Geräusch übergeht. — Die menschliche Sprache enthält viele Geräusche. Diese sind um so besser zu verstehen, je höher sie sind oder je länger ihre Schalldauer ist. Daher hören Schwerhörige oft einzelne Worte noch ganz gut, während sie für andere völlig taub sind. — (Naturwiss. Wochenschrift.)

Bergbau.

Der größte Platinklumpen. Das Platin steht nur etwa 2/3 so hoch im Preise wie das Gold, das rohe Platin, wie es gewöhnlich gefunden wird, sogar noch bedeutend tiefer. Trotzdem größere Klumpen von ihm zu den viel größeren Seltenheiten als beim Golde, das schon öfter in solchen von 50, ja über 100 Kilogramm Gewicht gegraben worden ist. Zu den größten Platinklumpen, die man bis jetzt in die Hand bekommen hat, gehört ein neuerlich gefundenes von 7 1/2 zu 7 Zentimeter Durchmesser und nicht ganz 1 Kilogramm Gewicht. Dasselbe enthält nur etwa 60 pCt. Platin, außerdem die sogenannten Platinmetalle Osmium, Iridium u. s. w. und auch noch Gesteinseinschlüsse. — („Techn. Rundsch.“)

Technisches.

Schnelligkeit der Schiffe und Kohlenverbrauch. Wie sehr der Kohlenverbrauch mit der Schnelligkeit der Schiffe wächst, lehrt ein zahlenmäßiges Beispiel nach „Dingl. Pol. J.“. Der „Fürst Bismarck“ der Hamburg-Amerika-Linie legt die 3600 Seemeilen zwischen Hamburg und New York in 190 Stunden mit einer Geschwindigkeit von 19 Knoten zurück. Seine Maschinen leisten dabei 15 600 Pferdestärken und brauchen 2223 Tonnen Kohlen. Der Frachtdampfer „Patria“ braucht zu derselben Strecke, bei einer Geschwindigkeit von 13,5 Knoten, 267 Stunden. Seine Maschinen haben 4000 Pferdestärken und verpeisen 860 Tonnen Kohlen. Nun beträgt die Wasserverdängung beim „Fürst Bismarck“ nur 11 000 Tonnen, bei der „Patria“ aber 13 600. Auf die Tonne kommen also bei letzterer 0,9, bei ersterer 3 Tonnen Kohlen zur Beförderung, und dieser gewaltige Unterschied bedingt dennoch nur eine Beschleunigung um etwa 29 pCt. —

Humoristisches.

Ein verunglückter Sittenwart. Der Bürgermeister des spanischen Fleckens Vergara ist eifrig um die Tugend seiner Untergebenen besorgt. Viele Einwohner benutzen ihre freie Zeit, um irgend ein Musikinstrument zu spielen, sie bilden eine „Banda“, versammeln sich des Abends auf dem Marktplatz und spielen zum Tanze auf. Burschen und Dirnen schwingen sich in der „Habanera“ oder Polka, selbst Wittwen scheuen nicht davor zurück, ja es geht die Sage, daß sogar ein Stadtrat die Schamlosigkeit so weit getrieben habe, sich unter die tanzenden Paare zu mischen. Das kam dem Bürgermeister zu Ohren. Er hatte ja gar nichts dagegen, daß man tanzte, da dies doch einmal eine Leidenschaft der Spanier ist, aber man sollte sich nicht dabei — anlassen. Doch alle Ermahnungen und Drohungen fruchteten nichts. Als eines Abends der öffentliche Ball seine Höhe erreicht hatte, ertönte aus einem dunklen Winkel des Platzes eine schauerliche Grabesstimme:

„Wenn Ihr tanzt und wenn Ihr singt,
Die Seele in die Hölle springt!“

Und siehe da! Die Arme lösten sich, Pfeife und Tambourin verstummten — aber nur für drei Minuten, dann drückten sich Bursche und Dirnen nur um so fester, die Musik spielte feuriger, und der Bürgermeister schritt lochend vor heiligem Zorn von bannen. Am nächsten Tage war das Fest des heiligen Petrus. Ganz früh am Morgen wurde eine Verfügung ausgetrommelt, die das Anlassen beim Tanze verbot, jeder Zuwiderhandelnde solle

fünf Pesetas Strafe zahlen. Dieser Maß fiel wie eine Bombe unter die Tänzer. Am Abend war der Platz gedrängt voll, und kaum hatte die Musik begonnen, da nahm jeder Bursch seine Dirne in den Arm und schwenkte sie mit mehr Lust und Feuer herum, als jemals. Als der Bürgermeister sah, wie man sein Ansehen mit Füßen trat, sammelte er seine Streitmacht, bestehend aus einigen vertrockneten Aguacils und lahmen Nachtwächtern. Das Fest verwandelte sich in Aufruhr, dem Geschrei folgten die Beschimpfungen, den Beschimpfungen die Prügel, aber den größten Theil der letzteren erhielt die gestrenge Obrigkeit; die Aguacils und Nachtwächter mußten den Rückzug antreten. —

Vermischtes vom Tage.

Der Thürmer des Nikolaithurmes in Erfurt ist in der Nacht abgestürzt. Er war sofort todt. —

Auf dem Standesamte in Börde bei Hagen meldete ein Vater das ihm geborene vierte Zwillingpaar an. —

In Mülhausen i. E. erschöpfte ein 16jähriger Bursche während eines Streites seinen Vater. —

Im bayerischen Hochstädt a. D. ist die 71jährige Mutter des Dekonomen Schmid auf eigenthümliche Weise ums Leben gekommen. Schmid beabsichtigte, einen beladenen Heuwagen nach Hause zu fahren. Unterwegs wurde der Wagen vom Sturme erfaßt und umgeworfen. Schmid spannte die Pferde aus und begab sich nach Hause, wo er vergebens nach seiner Mutter suchte. Endlich nach mehreren Stunden fand man die alte Frau unter dem Heu des umgestürzten Wagens erstict vor; sie hatte in ihrer Todesangst große Löcher in die Erde gegraben. —

In Kalltern bei Bozen (Tirol) sind zwölf Häuser durch Feuer gänzlich zerstört worden. — Das am Mugansattel im Fleimsthal gelegene Dorf Dajano ist vollständig ein Raub der Flammen geworden. —

Ganz Unterwallis (Schweiz) ist infolge des Dammbrechens der Rhone überschwemmt. —

In Boltri und Umgebung (Provinz Genua) wurden in der Nacht zum Mittwoch drei starke Erderschütterungen verspürt. Jemand welcher Schaden wurde nicht angerichtet. —

In Antwerpen ist zum ersten Mal ein Ring aus einem einzigen großen Diamanten geschnitten bzw. geschliffen worden. Die Schwierigkeit einer solchen Arbeit erkennt nur der, welcher weiß, daß jeder Diamant ganz seine Nisse und Adern aufweist, die sorgfältig umgangen werden müssen, um ein Zersplittern zu verhindern. Nach einer Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Borkly ist es erst nach vielen Versuchen und nach dreijähriger Arbeit der Geschicklichkeit des besten Diamantschneiders gelungen, einen Ring von 5/8 Zoll Durchmesser herzustellen, dessen Preis ein ganz enorm hoher ist. —

Henry Meilhac, Mitglied der Academie française ist gestorben. —

Ueber die Resultate eines Forschungsangeses modernster Art berichtet der „Cri de Paris“: Professor Milne-Edwards und seine Assistenten im naturwissenschaftlichen Museum suchten unlängst in den Katakomben von Paris einen geeigneten Ort für geologische Experimente — die Klimatisirung gewisser Thiere unter der Erde. In der Gegend des Jardin des Plantes fand u. s. die das Erdreich zu feucht, und so setzten die Gelehrten ihren Weg in der Richtung von Paris fort. Plötzlich wurden sie von einem pyramidenartigen Hügel aufgehalten. Es waren lauter Kagenlöcher, die untersten fleischlos, elisenbeinartig, die obersten noch buntig, seit kurzem abgeschliffen. Was konnte das sein? Sollten die riesigen Kloakenratten solche Missethat am Kagenvolk verüben, so fragten die Gelehrten. Allein der Ingenieur, der sie begleitete, entrollte eine Karte von Paris und wies nach, daß sich über der Schädelfläche ein großes Restaurant befindet. So heißt der Pariser Volksmund recht, der die Kagen „lapins de goutiers“ (Dachrinnekaninchen) nennt. —

Frauenbewegung unter den Indianern. Miß L. Singh, eine junge kupferfarbene Dame von echt indianischer Abstammung hat unlängst in New-York die medizinische Doktorprüfung mit bestem Erfolge bestanden. Eine andere junge Indianerin, die Tochter eines Pawnee-Häuptlings, Boeleer Wood, absolvirte ebenfalls einen Kursus für Krankenpflege, wie ihn vor kurzem ebenfalls zwei Indianerinnen, junge Damen vom Stamme der Otowas und Wyandottes, durchgemacht hatten. —

Konkurrenzblüthen. In Georgia (Nordamerika) will eine Eisenbahngesellschaft den Reisenden außer billigeren Fahrpreisen den Genuß von 500 allerfeinsten Wasser-Melonen gestatten, die in einem zum Kühlapparat eingerichteten Waagon mitgeführt werden, während mexikanische Linien Erdbeeren ad libitum während des ganzen Jahres zur Verfügung stellen. — Die San Francisco und North Pacific Bahn hat in Gibson Canyon, in der Nähe von Utah, gar eine Fischbrutanstalt eingerichtet. In dortiger Gegend giebt es mehr wie dreihundert Gebirgsbäche, in denen seit Jahren für Rechnung der vorgenannten Eisenbahngesellschaft junge Forellen eingesetzt worden sind. Der Fischreichtum dieser Gebirgsbäche hat der Bahn eine Menge von Liebhabern des Angelsports zugeführt, und sie nunmehr eine eigene Fischbrutanstalt errichtet, um den dortigen Gewässern stets genügend junge Fische zuführen zu können. —